



Wandernde Musikanten.

Adrian van Dstade's Gemälde stellen bekanntlich fast ausschließlich Scenen und Gegenstände aus dem gemeinen Leben

dar, Wirthshausgelage, Dorfhochzeiten, Schlägereien, rauchende und trinkende Bauern u. s. w.; es herrscht aber in diesen Darstellungen, anderer Vorzüge nicht zu gedenken, eine seltene



(Die wandernden Musikanten, nach Dstade.)

Wahrheit und Naturtreue. Das vorliegende hübsche Bildchen zeigt uns wandernde Musikanten; ein Geiger und ein Dudelsackpfeifer haben vor einer mit Neben umzogenen Hütte Posto gefaßt und erfreuen durch ihre Leistungen die um sie versammelten Bauern. Obgleich gemein, sind doch sämtliche Gesichter und Stellungen eben so der Wirklichkeit entsprechend als ausdrucksvoll. Man betrachte nur die handwerksmäßige Gleichgiltigkeit in der Miene des Virtuosen und das aufmerksame, Wonne verrathende Lauschen der Zuhörer, um sich hiervon zu überzeugen. Der Mann mit der Pfeife im Munde kann nicht besser dargestellt werden, er ist die personificirte Zufriedenheit und Behaglichkeit. Gruppierung, Haltung und Geberden der Figuren, so wie die umgebende Scenerie sind höchst malerisch und bezeugen die Meisterschaft ihres Schöpfers. — Figuren, wie die hier dargestellten, nur etwas anders costumirt, sehen

wir noch jetzt häufig auf Jahrmärkten und Messen, und schon lange vor Ostade's Zeit (er starb in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in seinem 75. Lebensjahre) gab es sogenannte Spielleute, welche von Ort zu Ort zogen, und überall, vorzüglich bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Festlichkeiten gar gern gesehen waren. Eben so fanden sie auf Burgen und an den Höfen der Fürsten willige Aufnahme, kurz, die Sippschaft der umherziehenden Musiker spielte schon damals eine bedeutende Rolle. So erzählt Johannes Voigt in seinem „Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens“ u. s. w., daß die Gäste während des Schmauses abwechselnd durch Gesang und mancherlei Saitenspiel ergötzt wurden. Wie im deutschen Vaterlande auf Reichstagen, auf zahlreichen Fürsterversammlungen, oder bei glänzenden Hoffesten, immer auch Spielleute, Pfeifer und Trompeter sich einfanden, so zog bei der Meister-



wahl (in Marienburg) die bedeutende Zahl der Gäste, von denen dann jeder gern und reichlich spendete, auch fahrende Künstler und Künstlerinnen in Musik und Gesang in nicht geringer Anzahl ins Ordenshaus herbei, wo sie theils während der Tafel, sich außerhalb des Speisereimers auf einer Empore über dem Eingange befindend, theils an ihren Versammlungs-orten die Gäste durch ihre Kunst erheiterten. Da waren es bald inländische Künstler aus Thorn oder Elbing, oder die Fiedeler und Trompeter des Bischofs von Pomeranien aus Riesenburg, bald reisende Spielleute des Auslandes, welche die Aussicht auf Geschenke und Verdienst ins Ordenshaus herbeilockte. So fand sich im Jahre 1405 aus fernen Gegenden am meisterlichen Hofe ein Sänger, „der da sang als eine Nachtigall.“ Aber ihm lernte die Kunst bald der Kapellan des Ordenshauses Papau ab, denn auch er „sang bald so wohltham die Nachtigall.“ Schon damals zogen die Musikanten aus Böhmen, wenn gleich noch nicht unter dem heutigen Ehrennamen, selbst bis nach Preußen her, und man hörte hier „die Fiedeler aus Prag“ und „die Pfeifer des Königs von Böhmen“ mit solchem Vergnügen, daß der Meister sie gern an einem Feste mit 25 Mark beschenkte. Unterweilen kamen auch die Trompeter, Posaunenbläser und Paukenschläger des Erzbischofs von Gnesen, Fiedeler aus Mailand, die Spielleute des Herzogs von Stolpe, oder die des Herzogs von Meklenburg, ein andermal des Königs von Polen Fiedeler, die der Meister mit neuen Kläden beschenkte, oder die Fiedeler des Erzbischofs von Bremen; dann wieder eine wandernde Fiedelertruppe aus Schwaben und selbst wohl die Musiker des römischen Königs Albrecht. Sogar ein berühmter Violinspieler des Fürsten von der Walachei erschien im Jahre 1399 in Marienburg und ward vom Meister reich belohnt; öfter auch hörte man die Fiedeler des Königs von Schweden oder fertige Flötenbläser aus Deutschland. An einem Feste bewunderte man einen blinden Spielmann mit der Laute in Begleitung einer Sängerin mit der Leier. Dann fanden sich auch des Großfürsten Witold Pfeifer aus Litthauen ein. So war auch im Jahre 1407, als Ulrich von Jungingen zum Meister erkoren ward, eine bedeutende Zahl von Musikern aus dem In- und Auslande ins hohe Ordenshaus gekommen, und als er im nächsten Jahre seinen Weisferttag feierte, spielten vor ihm zwei Pfeifer, zwei Fiedeler und sechs andere Musiker, zwei Lautenschläger, der Fiedeler des Hauses, nebst zehn Posaunenbläsern und Paukenschlägern des Erzbischofs von Gnesen und des Großfürsten von Litthauen, und Herr Passernack, des Hochmeisters Hauptfiedeler, dirigierte die Musik. Kamen fürstliche Personen zum Meister, so waren sie meist von musikalischen Gefellen begleitet, die bei ihnen im Dienste standen; so zogen z. B. dem Herzoge Konrad von Dels auch seine Pfeifer und Fiedler nach, um sich am hochmeisterlichen Hofe im Geleite ihres Herrn durch ihre Kunst ein Trinkgeld zu verdienen.

An solche fahrende Künstler schlossen sich meist auch sogenannte Sprecher oder Liedsprecher an, gewöhnlich Blinde oder

Einäugige, bald fernher aus dem Auslande, bald auch aus Preußen selbst, die entweder Lieder und Gedichte von fremden Verfassern ihrem Gedächtnisse eingepägt, vor den Gästen declamirten, oder nach Improvisatorenart die Gesellschaft der fürstlichen Tafel durch ihre Dichtungen ergögten. So erscheint an einem Feste ein Liedsprecher aus Königsberg, begleitet von fahrenden Schülern, und es wechselt zwischen ihnen Gesang und heitere Dichtung. Bald folgt der Liedsprecher des Herzogs Konrad von Dels und ein blinder Sprecher aus dem Rheinlande, der die Gäste mit seinen Liedern so bezaubert, daß der Meister ihn mit zehn Mark und der Großkomthur und Trester jeder mit vier Mark belohnte. Im Jahr 1409 wandert auch der blinde Liedsprecher des römischen Königs nebst zwei ihn begleitenden Gefellen bis nach Marienburg, um da den Meister durch seine Gedichte zu erfreuen. . . . Zahlreich wie durch die Gauen Deutschlands zogen die Liedsprecher des Grafen von Werthheim, des Herzogs von Brieg, des Markgrafen von Meissen, des Landgrafen von Thüringen und vieler andern Fürsten und Herren bis in des Hochmeisters Hofburg, um hier die Ritter sowohl bei hohen Festgelagen, als auch zu andern Zeiten mit ihren Liedern zu ergögen. Aber auch aus den Städten Preußens selbst fanden sich nicht selten solche Dichterlinge im Ordenshause ein. Bald kommt der blinde Sprecher aus Graubenz, bald der Liedsprecher aus Oliva oder Elbing, und finden beim Meister fürstliche Belohnung; bald ziehen die Spielleute aus Thorn mit ihrem Liedsprechen durchs ganze Land von Stadt zu Stadt und werden in Marienburg reichlich beschenkt; bald wiederum erscheinen zu einem glänzenden Feste im Ordenshause aus Danzig dreißig Musikanten und an ihrer Spitze ein ausgezeichnete blinder Sprecher, der große Bewunderung erregt.

Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

„Bald darauf,“ fuhr die Kanke fort, „zerbrach ich einen Spiegel, den er mir geschenkt hatte, und es war das ein Zeichen, daß Alles vorüber sei. Dadurch, daß ich mich selbst umbrachte, glaubte ich mich aber auch an ihm zu rächen, denn er mußte sich Vorwürfe machen. . . Das Fenster war offen und ich stürzte mich hinunter. . .“

„Das Unglück ist freilich ein schlechter Rathgeber, indessen giebt es doch auch Dinge, die man nie vergessen darf. Sie hatten das Glück zu glauben, da ich Sie in der Kirche eine Handlung verrichten sah, die darauf hindeuten schien. Die Religion hätte Sie also zurückhalten sollen, als Sie sich der Verzweiflung überlassen wollten. Sie haben Ihr Leben von Gott und können nicht eigenmächtig darüber verfügen. Doch ich thue Unrecht, daß ich Ihnen jetzt Vorwürfe mache; Sie fühlen Reue, Sie leiden Schmerzen und Gott wird Erbarmen mit Ihnen haben.“

Die Augen Arsenes füllten sich mit Thränen, und sie antwortete nach einiger Zeit: „Ach, Madame, Sie halten mich für besser, als ich bin. . . Sie glauben, ich sei fromm, Sie irren sich. . . Man hat mir keinen Unterricht gegeben, und wenn ich der Kirche eine Kerze weihete, so geschah es nur, weil ich nicht mehr wußte, was ich beginnen sollte. — Ich bin ein unglückliches Mädchen und man lebt in der Welt, wie es eben gehen will. Ich weihete der Kirche eine Kerze, weil meine Mutter sagte, wenn ein Mädchen dies gethan, finde sie binnen acht Tagen gewiß einen Herrn, der sich ihrer annehme. Aber ich bin häßlich geworden und ich gefalle Niemandem mehr. Es bleibt mir also nichts übrig, als zu sterben.“

Alles dies sprach das Mädchen hastig, unter Schluchzen und in einem Tone, der die Frau von Piennes fast noch mehr erschreckte, als die Sache selbst. Sie rückte unwillkürlich den Stuhl von dem Bette der Kranken zurück, ja sie hätte vielleicht das Stübchen verlassen, wenn ihr Mitleiden nicht größer gewesen wäre als ihr Abscheu. Es trat eine lange Pause ein und dann sprach die Frau von Piennes, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Ihre Mutter? Unglückliche! Was wagen Sie zu sagen?“

„Meine Mutter war wie alle Mütter, d. h. alle unsere Mütter sind. Sie hatte die ihrige ernährt und ich habe sie ernährt. . . Zum Glück bin ich nicht auch Mutter. Sie schauern, ich sehe es; ja, Sie sind wohlgezogen worden, haben niemals Noth gelitten. Wenn man reich ist, wird es leicht, tugendhaft zu bleiben. Ich würde es auch gewesen sein, wenn ich die Mittel dazu gehabt hätte. Ich habe mehrere Liebhaber gehabt, aber nur einen Mann geliebt, und dieser hat mich in die traurige Lage gebracht. Wäre ich reich gewesen, so würde er mich geheirathet haben und wir würden glücklich und geehrt gewesen sein. Ich spreche so offen mit Ihnen, obwohl ich sehe, was Sie von mir denken, mit Recht von mir denken. Aber Sie sind die einzige achtbare Frau, mit der ich in meinem Leben gesprochen habe und Sie scheinen so herzensgut zu sein, daß ich denke: Sie werden Mitleid mit mir haben, wenn Sie mich auch ganz kennen. Ich werde sterben und bitte Sie nur um eines, daß Sie eine Messe für mich in der Kirche lesen lassen, in der ich Sie zuerst gesehen habe.“

„Sie werden noch nicht sterben,“ entgegnete die Frau von Piennes, sehr bewegt; „Gott wird sich Ihrer erbarmen, arme Sünderin; Sie bereuen und er wird Ihnen verzeihen. Die, welche Sie erzogen, tragen größere Schuld als Sie. Fassen Sie Muth und hoffen Sie; besonders aber beruhigen Sie sich; zuerst muß der Körper geheilt werden; die Seele ist zwar auch krank, aber sie wird später auch genesen.“

Sie war dabei aufgestanden und drehte zwischen ihren Fingern ein Papier herum, das einige Louisdore enthielt. „Da,“ sagte sie endlich; „wenn Sie einen Wunsch haben sollten. . .“ Und sie schob das Geschenk unter das Kissen.

„Nein!“ rief Arsene aus, indem sie das Papier zurückwies; „ich will nichts von Ihnen, als was Sie mir versprochen haben. Leben Sie wohl; wir werden einander nicht wiedersehen. Lassen Sie mich in ein Hospital bringen, damit ich sterbe, ohne Jemandem zur Last zu fallen. Ein vornehme Dame hat für mich gebetet und ich bin zufrieden. Leben Sie wohl.“

Sie drehte dabei den Kopf soweit als möglich um und verhüllte ihr Gesicht in den Kissen.

„Arsene,“ sagte die Frau von Piennes ernst. „Ich habe Pläne mit Ihnen; Sie fühlen Reue und ich werde für Sie sorgen, so daß Sie sich bald selbst werden achten können.“ Sie ergriff ihre Hand und drückte sie sanft. Die Kranke bedeckte sie mit Thränen und Küßen.

„Beruhigen Sie sich,“ fuhr die Frau von Piennes fort; „ich weiß nun alles und kenne Sie besser als Sie sich selbst kennen. Ich werde Ihnen zunächst einen mir befreundeten Geistlichen schicken, den Sie anhören mögen; auch gute Bücher sollen Sie erhalten. Sind Sie genesen, dann beschäftigen wir uns mit Ihrer Zukunft.“

Die Frau von Piennes sandte wirklich einen Geistlichen, der die Kranke zur Reue ermahnte. Auch war die Reue für die arme Arsene nicht schwer, die von dem Leben nur das Leid kennen gelernt hatte. Sagt man einem Unglücklichen: es ist Deine Schuld, so wird er es bald glauben; verüßt man den Vorwurf aber mit einigem Troste, so verspricht er für die Zukunft Alles.

Eines Morgens, als die Frau von Piennes sich mit ihrer Toilette beschäftigte, klopfte ein Diener bescheiden an die Thüre ihres Allerheiligsten, des Boudoirs, und übergab dem Kammermädchen eine Karte, die ein junger Mann gebracht hatte.

„Mar ist in Paris!“ rief die Frau von Piennes aus, als sie die Karte ansah; „geh schnell, Josephine, und sage dem Herrn von Salligny, er möge mich in dem Salon erwarten.“

Einen Augenblick nachher hörte man im Salon kichern und Josephine kam mit hochgerötheten Wangen zurück.

„Was giebt es?“ fragte die Frau von Piennes.

„Nichts, Madame; Herr von Salligny sagte bloß, ich sei hübscher geworden.“

Salligny war vor zwei Jahren ein Liebling Josephinens gewesen und hatte der Gebieterin derselben eifrig den Hof gemacht. Er war der Messe eines vertrauten Freundes der Frau von Piennes und erschien mit seiner Lante sehr häufig in deren Hause.

(Fortsetzung folgt.)